

Von Dr. W. Wendlandt.

Zu allen Zeiten hat die große Menge in dem Weltall gelebt, es seien ihre Bewohnheiten die bleibenden, ihre Anschauungen die legten und höchsten, es seien die Abwörter in tiefen Irthümern befangen gewesen, ja, ja, um ganz alltägliche Dinge zu berühren: selbst die Woden, die wir tragen, werden als die nicht mehr zu überbietende Erfindung des menschlichen Geistes betrachtet, wie viel mehr aber die zum Teil gedankenlos hingekommenen geistigen Formen, die von hervorragenden Denkern und Dichtern der Menge auf den Leib geschrieben worden sind.

Man braucht nun nicht mehr vornehm auf die Menge herabzusehen, denn auch bei Hochgebildeten stößt man auf Meinungen, die durch die erste Forschung schon längst überholt sind. Wer führte nicht das klassische Wort von dem „ruhenden Pol in der Erscheinung der Welt“ im Munde? Die Astronomen wissen es, aber die gebildete Welt hat noch keine Kenntniss davon genommen, daß der Polarkreis im kleinen Kreise nur vorübergehend die Ehre dieses Namens beanspruchen darf. Noch Knobel in seiner „Atlantis“ spricht 1893 von dem Pol als „dem einzig unbeweglichen Punkt im Weltall“ und führt jene alte, schon seit Jahrtausenden gebräuchliche Benennung „lat“ an, während um 2200 v. Chr. nach astronomischen und mathematischen Berechnungen der Erdpol auf den Stern „Thuban“ (wohl identisch mit „lat“) im Sternbild des Dracons wies.

Um die sogenannte Verriidung der Nachtgleichen, auch Präzession genannt, zu erklären, ist es nöthig, etwas näher auf tellurische Vorgänge und auch auf übersehbare alte Denkmäler, aus denen selbstverständlicher der frühere Stand der Erdachse abgeleitet werden kann, einzugehen.

Unsere heutigen Kalender nehmen Rücksicht auf diese Verriidung und sind unsere Zeitrechnung in Bezug auf die Jahreszeiten eingetragener. Aber die alten Zeichen für Frühling, Sommer, Herbst und Winter, sowie die daraus sich ergebende Anordnung des Jahreslaufes, sind in der alten Rechenweise noch heute in unseren Kalendern zu lesen, ohne die wirklichen Tage und Nachtgleichen und die wirklichen Sommer und Winter - Sonnenwenden zu treffen, denn thatsächlich steht die Sonne infolge der Jahrtausende langen Wirkung der Schräglage der Erde zur Sonne und infolge der Anziehungskraft der letzteren, zu den vier Jahreszeiten in anderen Sternbildern als zur Zeit der assyrischen Könige. Die Künstler jener Tage suchten nach Angabe der amtlichen Sternzeichner und nach dem allgemeinen Bewußtsein der damaligen Zeit den Stand der Sonne zu Beginn der vier Jahreszeiten in anderen Sternbildern, als die Astronomen der Gegenwart.

Eine Kolossalfigur aus dem Palaste des Aker-Nacht-pal, Königs der Ägypter (885-860 v. Chr.), ausgearbeitet von Bonard 1847, legt nach Heuleaux' Deutung*) Zeugnis davon ab, daß der Beginn der vier Jahreszeiten damals in folgenden Sternbildern gelegen hat: Frühling - Anfang im Stier, Sommer - Sonnenwende im Löwen, Herbst - Tag und Nachtgleich im Skorpion bezw. Adler und Winter - Sonnenwende im Wassermann. Heute dagegen liegt der Frühling - Punkt in den Fischen, die Sommer - Sonnenwende in den Zwillingen, der Herbstpunkt in der Jungfrau und die Winter - Sonnenwende im Sternbild des Schützen.

Die Keilschrift bezeichnet jene Kolossalfigur als „Arub“, woraus die Hebräer einen „Cherub“, die Griechen einen „Grappos“ und wir einen „Geist“ gemacht haben, indem wir diesem Sinnbild noch heute die Bedeutung eines Wächters beilegen. In engem Zusammenhang hiermit steht die räthselhafte Sphing und das bekannte Rasafas Bild von dem Gesicht des Gesicht, sowie die Sinnbilder für die vier Elemente. Hier sind die einzelnen Bestandtheile des „Arub“ auseinandergelegt, als sinnbildliche Attribute der Elemente von den Kirchenvätern ohne Kenntniss der Bedeutung ausgeht.

Der „Arub“ vereint in der Regel mit den Füßen eines Löwen den Leib eines geflügelten Stiers, der ein menschliches Haupt trägt, und stellt die Vereinigung der vier Jahreszeiten (Stier, Löwe, Adler - statt Skorpion - und Wassermann) als Symbol der sich im ewigen Kreislauf wiederholenden Zeit, d. i. als Symbol der Ewigkeit selbst dar. Aber auch dieses Symbol, das uns eines so unacahnten Beweises für die Wanderung der Polhöhe am Sternhimmel giebt, ist dem Wandel aller Dinge unterworfen, die in ihm verknüpfte Ewigkeit mühte in unseren Tagen neue Formen annehmen, die abermals nach 22 Jahrtausenden infolge der Veränderung der Erdachse zur Sonne überholt sein würden.

Man fragt sich nun, welche Ursache bewirkt die Veränderung der Stellung der Erdachse zur Sonne und mit dieser Veränderung das Wandern des Pols und das Vorübergehen der Nachtgleichen? Vorweg geschieht werden soll, daß die Erdachse ursprünglich nicht schief, sondern rechtwinklig zu ihrer elliptischen Sonnenbahn stand. Die

Schweiptropfen perlen auf den Stirnen der Schläfer; erst langsam, dann immer schneller rinnen sie hernieder und durchschneiden die Matraxe. Ein Alb scheint im Deck umherzufliegen und die Ruhenden zu quälen. Da setzt er sich auf die Brust eines Unschuldigen und drückt ihm die Achse zu; vergebens sind einige verzweifelte Anstrengungen des Gemarterten, den Schredlichen los zu werden, dann springt der Mann auf.

Nicht uttobollen ist das hier! Verdammten Swinstrom! Einer nach dem Anderen verläßt die Hängematte und sucht sich unter heißen Segenswünschen für die Torpedoboote einen fühlbaren, wenn auch feuchteren Platz an Deck.

Oben hat der Hintermann sein rothes und sein grünes Auge, mit denen er uns immer so freundlich angelächelt hat, geschlossen; die Steg- und Topplaternen sind gelöscht worden, der helle Schein der Seitenfenster ist verschwunden. Der Kapitän der schwedischen Bark, der in der Nähe segelt, und der sich schon den Kopf über die große, glänzende erleuchtete Stadt zerbrach, die durchaus nicht in sein Gesicht paßt, glaubt an Spül, wenn er mit einem Male das Lichtmeer verschwinden und taubenschwarze Nacht an seine Stelle treten sieht.

In gleichmäßigem Abstände von 300 Metern ziehen die Schiffe hintereinander her; der Vordermann zeigt nur ein schwaches Licht und scharf muß der nachfolgende Offizier aufpassen, um ihm nicht zu nahe zu kommen oder um nicht zu weit zu faden. Leise beginnt ein feiner Regen hernieder zu rieseln, der den Kommandanten genau so durchdringt, wie die Leute an den Geschützen und der durchaus nicht im Stande ist, die findende Laune wieder zu heben. Während der Kommandant das lange Jögern der Torpedoboote verdammt, denken die Geschützmannschaften daran, daß der rieselnde Regen Koff erzeugt und dieser morgen wieder abgepumpt werden muß. Der Stüdmüller auf der hinteren Brücke rührt seinen Groll gegen den ersten Offizier mit Galle.

„Nicht doch wirklich, daß mich hier an den Scheinwerfer zu stellen! Was denkt der Erste eigentlich? Na, wir soll er 'mal tommen! Von wegen still stehen Morgens, wenn er durch den Schloßhof kommt, giebt's nicht mehr. Wozu läuft eigentlich all' das Volt an Bord herum, wie der Verwalter zum Beispiel? Damit ich hier am Scheinwerfer stehe? Das wird ja immer schöner! Wenn doch die Boote endlich kämen! Mein Kragen ist schon ganz aufgeweicht!“

Sie kommen und kommen aber auch nicht, die Torpedoboote, und die nächste Stille und der monotone Schlag der Schrauben würden einschläfernd wirken, wenn der Regen sich nicht als belebendes Element bewiese.

Vergeblich blinkt der Leuchtturm von Dargerot alle Minute herüber: „Paßt auf, Kinder! Ich habe hier noch eine Division heruntersabbeln sehen.“

Da mit einem Male fliegen zwei rothe Sterne von Steuerbord über die hintere Brücke. Mit einem Schmerzschrei greift der Stüdmüller nach seinem allerdings hervortragenden Riechorgan, dann wirft er den Scheinwerfer herum. Mit Wuthbliden verfolgt er das enteilende Boot; da verflärt sich sein Gesicht: „S 26“, der Botschafter hat wohl in der Freude über den gelungenen Schuß nicht genügend auf das Ruber geachtet und fährt firsichend gegen „S 25“.

„Ah, du Satan! Das ist recht! Hast die wenigstens auch die Nase schamfirt!“

„Aber das macht nichts. Solche Schäden sind leicht auszubessern. Der Stüdmüller läuft morgen in die Werkstätte und zieht eine neue Platte in die beschädigte Nase, während „S 26“ im Schiffslogarithm... Herrgott! Weidher Unstinn! Da habe ich die handelnden Personen verwechselt...“

Dann und wann fallen noch Schiffe von den hinteren Schiffen, dann wird es still wie vorher, bis nach 1 Uhr ein neuer Angriff die nächste Wache in Bewegung setzt.

Endlich flammt auf dem Flaggschiff die Admiralslaterne wieder auf und zeigt dadurch dem Geschwader, daß es nun genug des grausamen Spieles sei. Auf allen Schiffen erlöschen die Lichter von Neuem, und die Torpedoboote, die nach dem Angriff nicht zu spüren waren, erzählen sich weit hinten im Kielwasser ihre Abenteuer mit einem Aufwand von rothen und weißen Laternen, von grünen, weißen und rothen Sternen, daß man glauben kann, sie verankerten zu Ehren des erfochtenen Sieges ein grandioses Feuerwerk. Die Geschützmannschaften ziehen die Bezüge über ihre Waffen und gehen unter Deck, soweit sie nicht zur Seewache gehören. „Denen haben wir es aber ordentlich gegeben! Die Hammel! In'n Dutt sind sie geschossen worden! Alle zusammen! Das D-Boot kam mir gerade recht! Fünfhundert groß! Und genau in seiner Maschine sah meine Granate.“

„Und ich erst! Föhnhunnert groß! Föhnhunnert fin! Föhnhunnert groß! Föhnhunnert fin! Föhnhunnert groß! und ein jeder hat 'ne lüttje, miltliche Granat' von mi in'n Luv!“ „Na, und denn ide! Juerst holte id mir mit mein Maschinenwehken den Flottillen-Chef von die Brücke: Komm mein Junge! Denn toofte id mir den ersten Offizier: Hopps, Karlsten! Und denn die Kommandanten von die S-Boote und die Steierteite: Spring mal 'n bißten über Bord!“

So erzählen die Helben der Schlacht von Darger Ort, nachdem sie die Seitenfenster geöffnet und durch heftiges Schwerten der wollenen Decken die dicke Luft im Deck etwas in Bewegung gebracht haben. Die genugam bekannte ballistische Sektluft wird noch viel zu thun haben, ehe sie die wahren Schwaben verdrängt hat.

Der Bootsmannsaat der Wache weckt die an Deck umherliegende Freiwache, damit sie zur Koje gehe; als er scheinbar damit fertig, nimmt er den gewöhnlichen Spaziergang wieder auf und läßt die Preise an ihrem Bündel an den Zeigefinger tanzen (das Einzige, was die Bootsmannsaat nach der Behauptung der Wachmeistermaate zu thun haben), doch plötzlich liegt er im Wasser; er ist über einen übersehenen Schläfer gestürzt.

„Mensch! Was machen Sie Schaf hier?! Wollen Sie sich hier von den Torpedobootten todschießen lassen?“ „Ja? Mi? Ja bin ja von de Freiwach!“

So ruhig sagt der Mann das, als wäre das Leben der Freiwache bei Torpedoboottenangriffen durch eine Declaration der Friedenskonferenz gesichert.

„Nun machen Sie aber schleunigst, daß Sie runter kommen, alter Freund, sonst...“

Der Stüdmüller liegt in seiner Kammer und hat nasses Handtuch auf seinen gigantischen Gesichtsvorsprung gelegt; den Groll gegen den ersten Offizier hat er aufgegeben, denn der Erste hat sich sehr theilnehmend nach seinem Befinden erkundigt, hat sich die Stelle zeigen lassen, an der der zweite Kommandeur des hinteren Thurmes den Verlust von einem Quadrantenmeter Außenhaut zu beklagen hat und hat mittelblau geäußert: „S 25 kann aber da nichts für, Stüdmüller; an Ihrer Nase kann man auch nur mit Wüthe vorbeischießen.“

Dieser alte Erste! Jedemal, wenn er Jemanden schwer gekränkt hat, macht er solche Witze. Man kann ihm auch rein nichts übel nehmen.

Es ist wahr, daß die großen Schiffe sehr schnell mit dem Urtheil bei der Hand sind; die Torpedoboote sind, ohne zu Schuß gekommen zu sein, vernichtet. Wenn man aber nach Beweisen fragt, so hört man immer dasselbe: „Schlecht daran geföhrt, schlecht geschossen. Schiffe sehr gut aufgepaßt, brillant geschossen. (Blinde Schiffe treffen bei Nacht immer.) Es ist deshalb nicht mehr billig, daß man auch bei der Flottille anfragt, und was ich man am besten heute Abend in den Hotels und Aneipen von Sah-nig, wo die höheren und niederen Heften der Torpedoboote gerne Jedem

begehren;

„Das Geschwader läge im Ernst- fache jetzt sechs Seemeilen N-O von Gibraltar Riff Feuerlösch in 23 Meter Wasser auf dem Grunde, denn jedes Schiff hat zwei Torpedos in die Mitte bekommen (markierte Torpedos treffen immer genau Schiffsmitte). Unterföhrt wurde der vollständig gelungene, schneidig durchgeführte Angriff durch geradezu unsinniges Wandorbieren mit den Scheinwerfern und durch elendes Schießen seitens der Schiffe. Damit Punktum!“

Lachen und Charakter.

Französisch Gelehrte wollen jetzt eine Formel entdeckt haben, wonach eine feiner Beobachter aus der Art, zu lachen, und besonders aus dem Votal, der dabei vorliegt, auf Charakter und Temperament sichere Schlüsse ziehen könne. Bei keiner anderen Nervenerregung spielt so sehr Gesicht, Charakter, Alter, Stand etc. eine Rolle, wie gerade bei den Ausbrüchen der Heiterkeit. Das gewöhnliche Ha, ha, ha! — sagen die Entbeter — läßt auf Ehrlichkeit, Offenherzigkeit, Lebhaftigkeit und lautes Wesen, aber auch auf wechsellnde Laune schließen.

Das i soll bei Kindern und bei naiven, dienstfertigen, schüchternen und ungeschicklichen Personen maßgebend sein. Lachen in o deutet auf Gelfinn und Kühnheit. „Hörst Du aber ein Lachen in u, so gebe dem Manne aus dem Wege, es ist ein Menschenhasser“, so lautet es in der neuen Formel. Wir wollen die sicheren Schlüsse der Formel durch Anwendung auf bekannte Charaktere und Persönlichkeiten, die oft im Theater ihre herzliche Freude durch Lachen kundgaben, prüfen, um die Sinnfälligkeit des ganz neuen Systems zu zeigen.

„Wer in u lacht“, heißt die neue Formel, „ist ein Menschenhasser, dem man aus dem Wege gehen muß.“ Nun lachen um Beispiel der Prinz von Wales und der Prinz-Regent Luipold von Bayern immer kräftig ihr Hu, hu, hu! Ersterer mit stark nasalem Klang; aber noch Niemand hörte, daß diese fürstlichen Personen je Menschenhasser gewesen seien. Das gerade Gegentheil ist der Fall.

Den Jar Nikolaus den Zweiten hat überhaupt noch niemand aus seiner Umgebung lachen gesehen. Ein kurzes Lächeln, das stets mit den Zügen des Gesichtes in Widerspruch steht, das ist alles, was Heiterkeit markiren soll. Heiterkeit? Dies Wort kontrastirt auf fallend zu dem düsternen Bild und dem melancholischen Augen, von welchen das kurze Lächeln des Jaren begleitet ist. Im Familienleben soll der Jar wirklich heiter sein und herzlich lachen und ein kräftiges Ha, ha, ha! ausstoßen. Demnach wäre der Kaiser von Rußland ein sehr heiter angelegter Charakter.

König Humbert von Italien, dessen Lachen in schnellem Fallen von der Höhe in die Tiefe geht, macht auf Entfernung den Eindruck, als rief er um Hilfe. Der König Alexander von Serbien hat die schlimmste Gewohnheit, beim Lachen in i zu beginnen und dann in a überzugehen, während sein Vater, der Erzönig Milan, langsam und stichweise lacht, dabei drückt er die Augen zu und schlägt sich behaglich auf den Bauch.

König Karl von Rumänien ist ein stiller Lacher. Seine Lachmusketen sind ein Instrument, auf dem er öffentlich nicht spielen kann. Er verzehrt den Mund, als ob er mit einem Lachpräliminum beginnen will, preßt dann aber schnell die Lippen aufeinander, blinzelt seine Umgebung an, als schäme er sich, und verstummt.

Fürst Ferdinand von Bulgarien lacht in lauten, kurzen Stößen und gurgelt oft bis zur Bewußtlosigkeit sein He, he, he! hervor. — Fürst Bis-mard pflegte zu sagen: „Wenn ich erst lachen kann, ist's mit meinen Gegnern vorbei!“ Dabei kam ein hart gurgelndes Ho, ho, ho! das mehr einem Sustenianial gleich, aus seinem Munde.

Mollte lachte selten, aber doch zuweilen; er war ein sogenannter stiller Lacher.

Die Damen lachen gern, wenn auch nur, um ihre schönen Zähne zu zeigen. Bei Damen, namentlich aber bei Künstlerinnen, würde die neue Methode, von Lachen auf den Charakter zu schließen, gar nicht anwendbar sein, denn oft ist bei den Frauen das künstliche Lachen vom natürlichen kaum zu unterscheiden.

Die Königin Maraherita von Italien lacht niemals, sie lächelt nur. Auch die verstorbene Kaiserin Elisabeth von Oesterreich hat man nie herzlich lachen sehen, sie äußerte ihren Frohsinn nur durch ein hummes Lächeln. Hingegen lach die alte Königin von England gern. Wenn sie lacht, zieht sie die Augenbrauen hoch, spigt den Mund, und es folgen immer drei Lauchausbrüche nacheinander, dann folgt eine Pause, und die Lachlaute endigt mit einem kräftigen Ha! Wenn die Königin Victoria im Theater lacht, dürfen die Schauspieler auf der Bühne nicht weiter sprechen, sondern müssen so lange innehalten, bis die Königin ausgelacht hat, damit während des Lachens der hohen Frau kein Wort des Textes verloren geht.

Eine fast unbestreitbare Thatsache ist es, daß die französischen Schauspielerinnen die Kunst des Lachens zu höchsten Vollendung emporgehoben haben. Madame Rejane erzählt, ohne zu sprechen, in Lachsalben und Trillern ganze Romane. Mlle. Delondre ist Meisterin des sentimentalen Lächelns,

mit dem sie in allen Schattirungen die Lebensgeschichte eines Frauenberzgers festsetzen zwischen den Heilen durchblicken läßt. Noelle Guilbert hat in ihren Vorträgen die Kunst des Lachens aller Nationen mit bewundernswerther Natürlichkeit und höchster Kunst nachgeahmt und für das Lachen eigene Melodien ohne Musik erfunden. Man lacht jetzt auch auf der deutschen Bühne kunstvolle Stelen, die mit dem Herzen, dem Lachreiz absolut nichts zu thun haben. Helene Odilon z. B. kann auf der Bühne seine Liebeserklärung, ohne einen Lachrisse einzuworfen, anhören. Charlotte Wolters war überhaupt schmerzgeborn, und doch lachte sie gern auf der Bühne, denn sie hatte sehr hübsche Zähne. Agnes Sorma ist eine Virtuusin im Lachen. Sie ist eine jener Künstlerinnen, deren künstliches Lachen sehr natürlich klingt. Elfe Lehmann's Lachen bringt auf der Bühne immer Stimmung mit.

Ein Lob Friedrichs des Großen

aus fernen Ländern weiß der Kolberger Held Kettelbeck in seiner Lebensbeschreibung wie folgt zu berichten: „Ein holländischer Schiffskapitän, der unter preussischer Flagge fuhr, strandete im Jahre 1782 an der Küste von Marokko im fernen Afrika. Er rettete sich mit seiner Mannschaft, ward aber zunächst von den Mauren in ein finstere Loch gesperrt und die ans Land getriebene schwarz-weiße Flagge an's kaiserliche Hoflager geschickt, da man sie nicht kannte; der Sultan sollte über das Los der armen Schiffbrüchigen entscheiden, die zagend ihren Tod erwarteten. Unerwartet wurden sie jedoch aus dem Kerker geholt, auf Esel gesetzt und tief ins Land an den Hof des durch seine Grausamkeit gefürchteten Jsmael geführt. Der fragte sie, ob sie Preußen seien, und als sie das bejahten, sprach er weiter: „Von euren Monarchen, seiner Weisheit und seinen Kriegen sind so viele Wunderdinge zu meinen Ohren gekommen, daß es mich mit Liebe und Bewunderung angeht erfüllt hat. Die Welt hat keinen größeren Mann aufzuweisen, als ihn; als Freund und Bruder habe ich ihn in mein Herz geschlossen. Ich will darum auch nicht, daß ihr, die ihr ihm ganz angehört, in meinen Staaten als Gefangene angesehen werden sollt. Wieviel habe ich beschloßen, euch frant und frei in euer Vaterland heimzuführen, auch meinen Schiffen anempfehlen, wo sie preussische Schiffe in den Meeren treffen, ihre Klagen zu achten und sie selbst nach Möglichkeit zu beschützen.“

Darauf ließ der Sultan sie neu kleiden, sie etliche Wochen auf verpflanzten und auf Eseln nach einem Seebasen bringen; dort wurden sie auf das erste europäische Schiff, welches abging, verdingt, die Fahrt bezahlt und ihnen noch Mundvorrath auf einen Monat mitgegeben; allidlich langten sie wieder in Lissabon an.“

Ein gedankenlesender Hund wird geföhrt.

Eine Dame kommt zu einem Hund behändler. „Ich wohne in einem Vorort und möchte einen guten Haushund haben.“

Händler: „Ja, gnädige Frau!“

„Aber natürlich möchte ich keinen haben, der uns die ganze Nacht wach hält mit Bellen um nichts und wieder nichts.“

„Nein, gnädige Frau!“

„Er muß arch, hart und wild sein, wissen Sie?“

„Ja, gnädige Frau!“

„Aber gegen uns so sanft wie ein Lamm.“

„Ja, gnädige Frau!“

„Und er muß auf jeden Landstreicher losstürzen und ihn weatreiben.“

„Ja, gnädige Frau!“

„Aber er muß keinen armen, aber ehrlichen Mann anfallen, der sich nach Arbeit umsieht.“

„Nein, gnädige Frau!“

„Wenn ein Dieb in der Nacht stehen will, so mühte der Hund ihn in einem Luanenbilde in Stüde reißen.“

„Ja, gnädige Frau!“

„Aber er muß keinen Nachbar anstreifen, der Abends einen kleinen Besuch macht.“

„Nein, gnädige Frau!“

„Und natürlich darf er keine Leute belästigen, die zu allen Stunden der Nacht einka kommen, um meinen Mann zu holen. Er ist nämlich Arat.“

„Nein, gnädige Frau! Ich weiß jetzt, was Sie wünschen. Sie wollen einen gedankenlesenden Hund.“

„Ja, so etwas Aehnliches. Können Sie mir einen schicken?“

„Thut mir sehr leid, gnädige Frau, die Sorte ist mir gerade ausgegangen!“

— Im Eifer. Mutter: „Man will wissen, Dein Mann habe Dich schlecht behandelt!“ Tochter (Frau eines Arztes): „Das ist nicht wahr... höchstens wie ich trant war!“

*) Heuleaux' Sinnbilder aus dem Palaste des Aker-Nacht-pal, Königs der Ägypter (885-860 v. Chr.), ausgearbeitet von Bonard 1847.